

Eine Bettagspredigt : O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! (Jeremia 22, 29)

Autor(en): **Domenig, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **9 (1915)**

Heft 10

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-133556>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

statt des Argwohns und des Hassens Gottesliebe wieder aufsteht,
wird der dunkle Strom, der heute trennt,
uns endlich wieder einen.
Denn alles andre sank dahin und wurde fortgerissen von den Wassern.
Das aber bleibt.

Und nun, so komm' Christophorus,
und beuge dich der Last
und teil' den Strom der Meinung,
teil' die dunkle Flut des Hassens,
trag' als ew'ges Friedenszeichen du hindurch den größten Helden —
reine Gottesliebe.

Eine Bettagspredigt.

O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!
Jeremia 22, 29.

Verehrte Bettagsgemeinde! Vor einiger Zeit hat sich in der Schweiz ein Ereignis zugetragen, das am eidgenössischen Betttag nicht verschwiegen werden darf. Ein Lehrer in der französischen Schweiz, der auf Grund seiner religiösen Ueberzeugung sich weigerte, weiter Militärdienst zu tun, ist deswegen verurteilt worden. Er war schon mehrmals zu seinen Kursen pünktlich eingerückt und stand bei den militärischen wie bei den bürgerlichen Behörden in größter Achtung. Eines Tages aber wurden die religiösen Bedenken gegen den Militärdienst in ihm so mächtig, daß er sein Gewehr weglegte und sich weigerte, weitem Dienst zu tun. Da wurde er zur Beobachtung seines geistigen Zustandes ins Irrenhaus gesteckt. Der ihn behandelnde Arzt gab vor Gericht sein Gutachten dahin ab, daß der geistige Gesundheitszustand des Dienstverweigernden ein völlig normaler sei. Darauf verurteilte das Militärgericht den Angeklagten zu vier Monaten Gefängnis. Der Verurteilte hatte in seiner Verteidigung ausgeführt, die christliche Religion verbiete das Töten. Und zwar erstrecke sich dieses Verbot nicht nur auf den einzelnen, sondern auch auf den Staat. Das Verbot sei absolut zu nehmen, und deswegen verbiete ihm sein christliches Gewissen, noch länger Militärdienst zu leisten. Trotzdem ward er verurteilt. Er wurde verurteilt, obwohl jeder sich sagen mußte: Gäbe es viele solcher Menschen, so wäre jeder Krieg, ja beinahe jeder Unfriede, auf der Welt unmöglich. Der Staatschulrat veranlaßte den Verurteilten, sein Lehramt aufzugeben, offenbar in der Meinung, daß ein Lehrer zum Erziehen der Jugend nicht taugte, wenn er es nicht verstehe, die Jugend über das Gebot: „Du sollst nicht töten,“ hinwegzuführen.

In der Grundidee dieser Geschichte liegen einige Gedanken, über die wir am heutigen Tage nicht hinweggehen dürfen. Vor allem liegt ein Gedanke darin, der geeignet ist, die friedliche Eintracht zwischen Staat und Religion zu zerstören. Ein höchst achtbarer Mensch hat es unzweideutig herausgesagt: „Ich kann nicht Gott und dem Staate dienen“. Laßt uns darum, meine Freunde, heute mit einander betrachten zuerst, was Gott will, dann, was der Staat will, und wie der Christ mit ihm in Widerspruch gerät und endlich, welche Stellung wir selber einzunehmen haben. Als Geleitwort unserer Betrachtung wählen wir die Bibelstelle: O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!

Meine Freunde! Was Gott unter den Menschen will, ist zusammengefaßt in das Wort: „Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ An wen hat Gott diese Forderung gestellt? Natürlich an jeden Menschen mit seiner Stärke und seiner Schwäche. An jeden Menschen mit seiner Eigenart. An jeden Menschen, der vermöge seiner Eigenart einen besondern Gedanken Gottes in der Welt darstellen soll. An jeden Menschen, der als eigenartiger Gedanke Gottes für sich wie für den Nächsten ein heiliges Gut sein soll. Auf welche Richtung menschlicher Eigenart bezieht sich nun Gottes Forderung? Zweifellos auf die sittliche. Die sittliche Vollkommenheit ist die stärkste Kraft der Welt. Sittliche Kraft ist der Boden für jede große geistige Kraft. Je stärker die sittliche Kraft wird, umso größer werden auch die Geisteskräfte, die nötig sind, um in die Tiefen von Gottes Geheimnissen zu dringen. Welches ist aber das Mittel, mit welchem Gott seine Forderung der Vollkommenheit in der Welt in Wirklichkeit setzen will? Gottes Mittel ist die Liebe. Die Liebe läßt die herrlichsten Kräfte in uns ausbrechen, wenn wir von ihr berührt werden; sie weckt das Beste in unserem Nächsten, so wir ihn dieselbe erfahren lassen. Die Liebe gibt uns Opferfreudigkeit bis zur Hingabe unseres Gutes und unseres Lebens. Sie allein vermag jenen höchsten Zustand, den wir Seligkeit nennen, in den Menschen zu schaffen. Ungeahnter Segen würde über die Menschen kommen, wenn sie wirklich mit Gottes Forderung Ernst machen würden. Der gute Geist Gottes würde die Menschen zusammenführen. Man würde nicht mehr Unterschiede des Standes, des Besitzes, des Staates oder der Rasse kennen. Die Menschen würden alle diese Unterschiede vergessen und sich zusammenfinden in sittlichen Gemeinschaften, die an Stelle der Staaten träten. Jeder könnte nach freiem Willen in der Gemeinschaft leben, die seiner Eigenart am besten zusagen würde. Ebenso gut wie heute die einzelnen Völker besondere Eigenarten darstellen, würden die einzelnen sittlichen Gemeinschaften ihre besondere Art haben und sie pflegen. Eines freilich würden sie vor allen unsern Staaten voraus haben. Es würde nicht der Geist des Kampfes und der unersättlichen Selbstsucht unter ihnen herrschen, sondern alle würden trotz ihrer Verschiedenheit von einem Geiste Gottes durchdrungen sein.

Alle diese sittlichen Gemeinschaften zusammengenommen, alle mit ihrer besonderen Eigenart, würden die Mannigfaltigkeit des Gottesreiches ausmachen. Gottes Ziel in der Welt ist aber das Gottesreich. Es bedeutet den Zusammenschluß aller Kräfte, die zum Guten streben. Welche Aufgabe würde nun uns zufallen, wenn wir wirklich ernstlich an die Erfüllung von Gottes Forderung dächten? Wir hätten nichts anderes zu tun als die uralte Forderung zu erfüllen, die bald zweitausend Jahre alt ist. Soll das Reich Gottes kommen, so müssen wir umdenken. Tut Buße, und glaubet an das Evangelium, hat Jesus gesagt und das Kommen seines Reiches davon abhängig gemacht. Glaubet an das Große und Herrliche, glaubet an das Reich Gottes trotz Spott und Verfolgung! Glaubet an die Macht der Liebe, dann wird Unwahrscheinliches wahrscheinlich und Unmögliches möglich werden! Dann werden Friedensträume wahr werden. Wie eine leuchtende Morgen Sonne wird der Friede kommen und in unser froherstauntes Auge blicken. Wir werden den Nächsten nicht mehr töten, weder im Krieg noch im Frieden; denn sein glückliches Antlitz wird uns mehr wert sein als alle Schätze der Welt.

Allein, meine Freunde, sobald ein Mensch, der von der Herrlichkeit evangelischer Gedanken durchdrungen ist, wirklich daran geht, Gottes Forderung zu gehorchen, tritt ihm als berghohes Hindernis der Staat in den Weg. Was will denn der Staat? In seinem Innern wünscht der Staat, daß Ruhe, Ordnung und Sicherheit herrsche. Jeder soll im Frieden seinem Berufe nachgehen können, ohne daß ihn ein böser Nachbar belästigt. Ein jeder soll unbehelligt denken können, wie er will, so lange er damit nicht dem Nächsten oder dem Bestande des Staates bedrohlich wird. Kurz, jeder Staatsangehörige soll seine Individualität ausleben können innerhalb der gesetzlichen Schranken. Nach außen wünscht der Staat, daß er unter den übrigen Staaten eine geachtete Stellung einnimmt, daß sein Einfluß wachse, seine Produkte ungehindert Absatz finden, daß kein Staat ihn in der freien Entfaltung seiner Kräfte hindere. Vor allem duldet er nicht, daß ein anderer Staat seine Unabhängigkeit angreift. Mit welchen Mitteln sucht nun der Staat seinen Zweck zu erreichen? Zur Erreichung seines Zweckes nach innen und außen stehen ihm zwei Mittel zu Gebote: das Recht und die Gewalt. Im Grunde genommen sind beide das gleiche Mittel, nämlich die Gewalt; denn wer aus freien Stücken sich den Rechtsordnungen des Staates nicht fügen will, wird mit Gewaltmitteln dazu gebracht. Deshalb stehen als Zwangsmittel dem Staate zur Verfügung: Gerichte und Zuchthäuser, Polizei und Militär. Wie erzieht nun der Staat seine Bürger, damit sie den Staatszweck erfüllen? Er macht das auf zwei Arten, seinem doppelten Zweck entsprechend. In der Staatschule werden Knaben und Mädchen zu friedlichen Bürgern erzogen. Sie müssen lernen, daß es verboten ist, den Nächsten zu belügen, zu bestehlen oder gar ihn zu töten. Es wird ihnen gesagt, daß die Wohlfahrt aller davon abhängt, daß jeder

ein braver, friedlicher Mensch ist. In der Militärschule, die übrigens schon teilweise in der Staatsschule beginnt, empfängt der junge Mann eine zweite Erziehung. Dort wird ihm vor allem beigebracht, es sei das Töten des Feindes eine Heldentat und heilige Pflicht. Nichts sei köstlicher, als auf dem Felde der Ehre für das Vaterland zu sterben. Mit dieser doppelten Erziehung erreicht der Staat unter seinen Bürgern eine doppelte Sittlichkeit. Es wird ihnen gesagt: Ihr sollt im bürgerlichen Leben nicht töten; aber im Krieg ist das Töten eine Heldentat. Ihr sollt nicht lügen; aber im Krieg ist das Belügen des Feindes eine Kriegslüge und aller Bewunderung wert. Ihr sollt nicht stehlen; aber im Krieg ist es unsterbliches Verdienst, fremde Länder für den Staat zu erobern. Mit dieser doppelten Sittlichkeit bricht der Staat vor Gott, der als höchste Wahrheit nur eine Sittlichkeit kennt, zusammen. Für jeden Christen ist es aber eine ausgemachte Sache, daß Gott höher steht als alle Staaten, und daß sein Wille höher ist als der Wille aller derer, welche die Staaten regieren. Darum wird jeder Christ Gottes Gebote über alles stellen. Er wird sagen: Auch für den Staat darf ich nicht stehlen, nicht lügen, nicht töten. Auf diese Weise kommt es zum Zusammenstoß zwischen Staat und Christentum, und er ist schon gekommen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, werden diese Zusammenstöße immer häufiger werden. Die Zusammenstöße werden zahlreicher, weil diejenigen, welche ihr Christentum nicht verleugnen wollen, zunehmen werden. Aber auch deshalb werden die Zusammenstöße häufiger, weil der Staat immer feindseliger gegen solche Christen auftreten wird. Das liegt in seinem Selbsterhaltungstrieb; denn wenigstens in der gegenwärtigen Form würde es seinen Untergang bedeuten, wollte er die Christen ungehindert walten lassen. Seine Macht würde immer geringer, je mehr Menschen sich weigern würden, Staatsdienst oder Militärdienst zu tun, Steuern zu zahlen oder Gerichte anzuerkennen. Daher handelt der Staat von seinem Standpunkt aus einzig richtig, wenn er Dienstverweigerer ins Gefängnis steckt. Dieselben ins Irrenhaus zu stecken, wird er in Zukunft wohl unterlassen; denn man müßte komische Schlüsse auf seine eigene Geistesverfassung ziehen, wenn er in Friedenszeiten den, der tötet, zur Beobachtung seines geistigen Zustandes ins Irrenhaus schickt, in Kriegszeiten aber denjenigen, der nicht töten will. — Im Kampfe zwischen Staat und Christentum wird unzweifelhaft Christus siegen, wie alle Wahrheit siegen muß. Heute sind solche schon da, welche um Christi willen leiden. Ihre Anzahl wird sich mehren. Sie sind die Saat, aus welcher einst eine an Christus gebildete Volksmeinung entstehen wird, welche alle Gewalttat, vor allem den Krieg, verabscheut und unmöglich macht. Dann sind die Kräfte des Evangeliums allgemeiner Besitz geworden.

Soweit sind wir aber noch nicht. Deshalb erhebt sich für uns, meine Freunde, die Frage: Was haben wir zu tun? Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß man den Staat nicht von heute auf morgen

abschaffen kann. Daraus würde die größte Unordnung folgen. Krieg und Faustrecht würden kein Ende nehmen. Der Staat könnte aber auch deswegen nicht aufgehoben werden, weil die Mehrzahl der Menschen sittlich noch nicht so gereift ist, daß sie zu jenen sittlichen Gemeinschaften des Gottesreiches zusammengeschlossen werden könnte, die den Staat zu ersetzen berufen sind. Ebenso sicher als das, daß wir den Staat noch nicht durch eine bessere Gemeinschaft ersetzen können, ist auch die Gewißheit, daß wir auf unsere heiligste Ueberzeugung nicht verzichten können. Sonst wären wir Verräter an Gott und unserem Gewissen. Darum wird es so gehen, wie es schon gegangen ist. Einzelne vermögen den Widerspruch nicht zu ertragen und stellen sich unbedingt auf die Seite Gottes. Der Staat steckt sie dafür ins Gefängnis. Wer zu solchem Heldentum berufen ist, das bleibt jedem seine persönliche Angelegenheit. Nur einer, der in seinen Gründen ganz rein ist, wird diesen Weg des Märtyrers beschreiten dürfen, weil nur ein reines Opfer höchste sittliche Bedeutung hat. Einem andern wäre es sittlich gefährlich, die Waffe wegzumwerfen und sich von Amt und Ehre bringen zu lassen. Die, welche das Martyrium nicht auf sich nehmen dürfen, aber den Widerspruch zwischen Gottesforderung und Staatsforderung erkennen, haben etwas anderes zu tun. Sie haben vor allem in der Welt die Friedensaufgabe des Staates zu betonen und selber Friedensarbeit zu leisten. Sie müssen darauf hinweisen, daß eine vieljährige Aufopferung in sozialer Friedensarbeit ein viel größeres Heldentum ist und viel größere, freiwillige Aufopferung erfordert als ein kurzes, meist erzwungenes, Heldentum auf dem Schlachtfelde. Gerade wir Schweizer müssen die Jugend darauf hinweisen, daß die Schweiz ihre größte Bedeutung in der Welt nicht durch ihre Kriegs-, sondern durch ihre Friedensstaten erlangt hat. Die Jugend muß erfahren, daß Zwingli und Calvin unsere größten Helden sind, die der Schweiz die größte weltgeschichtliche Bedeutung verschafft haben; denn drei Viertel aller Protestanten der Gegenwart sind auf die Schweizerreformation zurückzuführen. Die Schweizerjugend muß wissen, daß ihr Vaterland durch Pestalozzi der Welt einen Mann gegeben hat, der für die Bildung der Jugend fruchtbarer ist als alle Kriegshelden zusammen. Die falschen Volkserzieher müssen abgelehnt werden, welche in der Jugend die Meinung pflanzen, wahre Heldengröße sei nur in blutigen Taten für den Staat möglich. Solche Friedensarbeit haben alle zu tun, welche den Willen Gottes als das größere ansehen, für ihn aber nicht zum Märtyrer werden können. Daneben werden sie aber auch dem Staate dienen müssen. Solange der Staat in dieser Form besteht, muß er auch Polizei und Militär, Gerichte und Zuchthäuser haben. Alle diese Einrichtungen müssen sogar in sehr vollkommenem Zustande gehalten werden. Wollten wir z. B. den Versuch machen, uns bei der Invasion eines Feindes nicht zu wehren, um einfach zu leiden, so würden wir etwas unternehmen,

dem wir sittlich, mit wenigen Ausnahmen, noch gar nicht gewachsen wären. Ein überzeugter Christ, welcher dem Staat auch in seiner Kriegsarbeit dient, kann es jedoch nur mit zerrissenem Herzen tun. Er muß leiden. Wird er aufrichtig leiden im Bewußtsein, einem bessern Zweck zu dienen, dann wird er auch dem Bessern zum Siege verhelfen. Auch viele weniger reine Opfer sind helfende Kräfte. Es ist schon etwas geholfen, wenn einmal jeder, der Christ sein will, zur Einsicht kommt, daß Gewalttat und Jesu Nachfolge nicht mit gutem Gewissen vereinbar sind.

Meine Freunde! Wir haben heute einiges vernommen, das nicht zu den gewohnten Bettagsgedanken gehört. Man ist sonst gewohnt, von der glänzenden Geschichte unseres Vaterlandes und seinen Heldenjähnen zu hören, der Männer zu gedenken, die in schweren Tagen des Landes schwankes Schifflein sicher durch die tobende Brandung des Völkerkrieges führten, Gott zu danken, daß unsere Heimat ein Eiland des Friedens geblieben ist. Das sind die Gedanken, von denen fast alle Pfarrer und vaterländischen Redner, Zeitungen und Erbauungsblätter, sprechen. Vielleicht sind einige wenig angenehm berührt, daß es nicht auch an dieser Stelle geschehen ist. Aber man möge doch bedenken, daß die Zeiten zu ernst sind, um sich mit altgewohnten Redensarten in süßen Schlaf oder vaterländische Begeisterung zu bringen. Es ist Zeit, wieder einmal christliche Wahrheiten unverhüllt zu sagen. Wohin die Welt mit ihren gewohnten Bettagen gekommen ist, hat jeder unter uns mit Grauen gesehen. Niemand wünscht, daß diese Zeit des Blutes und der Tränen wiederkehre. Wer das nicht mehr wünscht, muß aber auch den Weg wünschen, der zum Frieden Gottes führt, mag er auch noch so sauer erscheinen. Dieser Weg ist aber kein anderer als ein tieferes Sich-erfassen-lassen vom Geiste des Evangeliums. Darum klingt unsere Betrachtung in das Prophetenwort aus: O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! Amen!

H. Domenig.

Prophetenbilder.

VII. Jeremia.

(Schluß.)

Der Pharao Necho war auf seinem Siegeszug durch Syrien bis an den Euphrat vorgedrungen. Dort aber trat ihm Nebukadnezar von Babel, der schon den größten Teil des assyrischen Reiches unterworfen hatte, in den Weg. In Jerusalem meinte man, jetzt habe die Stunde der Befreiung vom ägyptischen Joch geschlagen. Wieder strömte das Volk in den Tempel, vermutlich um den Sieg der babylonischen Waffen zu erbeten. Jeremia, der die ganze Eitel-